



**ARNO
DAHMER**

**EIN
MYTHOS
VON
MIR**

ROMAN

kul-ja!
publishing 

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage April 2023

© 2023 kul-ja! publishing, Erfurt

Nur echt mit dem Kulibri.

Homepage: <http://www.kul-ja.com>

Lektorat: Lavinia Adler, Stephan Herbst

Printed in the EU

ISBN: 978-3-949260-11-7

TEIL I

1

Der Welt begegnete Markward Hain meist lächelnd. Hinter stark reflektierenden Brillengläsern lagen seine Augen halb verborgen. Wohl auch deshalb blieb oft im Ungewissen, was für ein Lächeln das war: Viele fanden es charmant, manche deuteten es als Ausdruck besonderen Esprits; einige, wenige hielten es für boshaft. Er lächelte, so jedenfalls eine andere, weiterführende Lesart, als wollte er einen beharrlich für etwas gewinnen; nur wüsste man nicht, wofür.

Gerade stand er vor einem Whiteboard in einer privaten Sprachschule, wo er Kurse für Deutsch als Fremdsprache abhielt, und schrieb daran einen Satz. Die Teilnehmer dieser Kurse waren in der Regel junge Erwachsene, die beabsichtigten, in Deutschland zu studieren oder zu arbeiten.

›Wenn ich hätte schwimmen wollen, hätte ich eine Badehose anziehen müssen.« Markward Hain – eigentlich Dr. Markward Hain, denn mit einer *Meditation über Kierkegaard* hatte er den Doktorgrad in Philosophie erworben – wandte sich zu der Gruppe um, die zusammengedrängt in einem kleinen, überheizten Raum saß; es war Dezember. Siebzehn Personen richteten ihren Blick auf das Whiteboard: vier Russinnen und drei Chinesinnen, jeweils eine Teilnehmerin aus Japan, Aserbaidshan, Rumänien, Ungarn, Polen, Serbien, Nepal und Eritrea, außerdem ein Iraker, ein Ukrainer. Der Kurs hatte das Niveau B2, was bedeutete, dass die Lernenden das meiste verstanden, vieles aber noch nicht ausdrücken konnten – zumindest nicht angemessen.

Er wies auf die Tafel, trug den Satz vor und sah dann zu dem Ukrainer: »Vlad, könnten Sie bitte einen Satz bilden, nach diesem Modell?« Der weißblonde junge Mann war gestern erst dazugekommen, obwohl der Kurs schon vor zwei Wochen begonnen hatte. Dass die Sprachschule Teilnehmer in

laufende Kurse einschleuste, war nicht ungewöhnlich. »Ich verstehe nicht das ... In meine Sprache, es gibt nicht diese Form.« Er blickte Dr. Hain unwillig an. Vlad – der mit vollem Namen Vladimir hieß, allerdings nur Vlad genannt werden wollte – hatte bisher kaum gesprochen, aber ebenso verunsichert wie interessiert nach den zahlreichen Frauen im Kurs geschielt.

Dr. Hain nahm einen tiefen Zug von der wärmlichen, verbrauchten Luft, die sich schwer atmete, auch in dem Bewusstsein, dass sie durchsättigt war von Körpergeruch – was man aber nicht wahrnahm, erst wahrnehmen würde, wenn man aus irgendeinem Grund den Raum verließ und wieder beträte. »Nun, mag sein, dass es so etwas in Ihrer Sprache nicht gibt«, er lächelte und nickte seinem Schüler beiläufig zu, »andererseits ist ein Konjunktiv *mit* Modalverb ja nichts grundlegend anderes als ein Konjunktiv *ohne* ein solches – darüber sprachen wir gestern ...« Das Gesicht des Ukrainers nahm einen herausfordernden Ausdruck an. »Ich will Ihnen ein anderes Beispiel geben: ›Wenn ich hätte schwimmen können, hätte ich den Ertrinkenden retten müssen.« Er schrieb den Satz an die Tafel. »Das heißt, übersetzt in den Indikativ ...«, Dr. Hain sprach jetzt rasch und beschwingt, »... dass ich zu einem Zeitpunkt in der Vergangenheit nicht schwimmen konnte und daher auch nicht die moralische Pflicht gehabt haben kann, den Ertrinkenden zu retten, will sagen: nicht die Pflicht, ihn *eigenhändig* zu retten – ›eigenhändig«, kennt jemand dieses Wort? ... das bedeutet, dass ich etwas ›mit meinen eigenen Händen‹ tue«, er hob die Hände und bewegte die Finger, »also allein, ohne direkte Hilfe durch andere – kurz: dieses Muss gab es für mich nicht, denn sonst wäre ich ja selbst ertrunken ... was natürlich nicht heißt, dass ich den armen Mann ignorieren und nicht trotzdem den Bademeister oder die Feuerwehr rufen sollte ...« Er lächelte – die Brillengläser blitzten – und suchte die Blicke der Anwesenden, um sich zu vergewissern, dass

der Scherz gezündet hatte, was auch der Fall zu sein schien; nur Vlad sah ihn dumpf und feindselig an.

»It doesn't make any sense!«, murmelte der Ukrainer, lauter sagte er: »Was heißt das in English? Bitte übersetzen Sie! In English, kein Problem, ich verstehe alles ... Ich habe gestartet zu lernen English, wenn ich war fünf Jahre ...« – »Kein Problem!«, wiederholte er nach einigen Sekunden.

»Satz und Situation passen zusammen wie Schlüssel und Schloss! Wenn Sie die Situation verstehen, dann brauchen Sie keine Übersetzung!« Dr. Hain hatte wieder lächelnd gesprochen, gleichzeitig jedoch angefangen, den Kopf zu schütteln, langsam, aber so, als könnte er gar nicht mehr aufhören, ihn zu schütteln. »Versuchen wir also, uns eine weitere Situation möglichst deutlich vor Augen zu führen. Sagen wir, Sie *wären* krank gewesen. Das heißt, Sie waren nicht krank, aber stellen es sich jetzt vor – was hätten Sie dann tun müssen, sollen oder womöglich können?« Durch die beschlagene Fensterscheibe des im Erdgeschoss liegenden Raumes ahnte Dr. Hain den Kollegen Hüttenberger, der vermutlich vom Bäcker zurückkehrte. Trotz Temperaturen deutlich unter null schien er wieder nur ein T-Shirt zu tragen. »Führen Sie den folgenden Satz zu Ende, bitte: ›Wenn ich krank gewesen wäre, ...!«

Vlad war anzusehen, dass es im Grunde unmöglich sein würde, noch zu ihm vorzudringen, mit welcher Erklärung auch immer. »Wollen Sie nicht übersetzen? Oder können Sie nicht? Übersetzen Sie bitte!«, sagte er, halblaut fügte er hinzu: »You should be able to translate it for us, shouldn't you?« Die Japanerin schaute mit offenem Mund zu Dr. Hain. Andere musterten den Ukrainer.

»Das hier ist ein Deutsch-Kurs!« Dr. Hains Gesicht, das blass war, flächig, aber von harmonischem Schnitt, wurde noch blasser. »In Ihrem Interesse sollten weder Sie noch ich Englisch sprechen! Darum geht es ja gerade: dass Sie aufhö-

ren zu übersetzen und beginnen, auf Deutsch zu *denken!* Oder, wenn wir von einer Sprache der Gedanken ausgehen: dass Sie nicht unablässig zwischen diese und die deutsche noch eine dritte schieben!« Um besser verstanden zu werden, sprach Dr. Hain – wie immer – überdeutlich und hielt durch Pausen die Wörter sauber eins vom andern getrennt. Es schien, als blieben sie wie ein Schriftzug in der Luft kurz stehen, bevor die weitereilende Zeit sie wieder verwischte.

»Aber«, fuhr er fort, »da ich in Ihnen offenbar einen Experten in Sachen Englisch vor mir habe, nutze ich die Gelegenheit, nun meinerseits mit einer kleinen Übersetzungsfrage an Sie heranzutreten, die mir zugegebenermaßen noch niemand beantworten konnte ... doch muss ich dazu etwas weiter ausholen ...« Im deutschen Sprachraum gebe es beim Lehren der Grundrechenarten verschiedene sprachliche Traditionen. Größtenteils sage man, wenn man beim Addieren oder Subtrahieren eine ›1‹ an die nächste Zehner- oder Hunderterstelle übertrage, laut oder im Stillen ›eins gemerkt‹. Dr. Hain demonstrierte dies, indem er drei mehrstellige Zahlen untereinander an das Whiteboard schrieb. »Dagegen wird im Nordwesten ›eins im Sinn‹ gelehrt, während man in der Schweiz – aber das führt im Grunde zu weit – ›behalte eins‹ gebraucht. Mich quält nun schon seit geraumer Zeit die Frage, wie dieses ›eins gemerkt‹ ins Englische zu übertragen wäre ... Bitte übersetzen Sie also! Go ahead!«

Obwohl er vollkommen ruhig gesprochen hatte, starrte der ganze Kurs ihn an wie jemanden, der in der Straßebahn ein lautes und wütendes Selbstgespräch führt.

Der Ukrainer antwortete nicht.

»Nun, und? Eine offene Frage, ein ungelöstes Problem der Übersetzungskunst geradezu, isn't it?«

Vlad sah zu Boden.

Er ist noch jung, kam es Dr. Hain in den Sinn. Er selbst war fünfundvierzig.

Steinern und leblos wirkte der Kurs.

Die Stimmung – noch eben heiter und gelöst – war umgeschlagen und hatte sich gegen ihn, den Lehrer, gekehrt. Doch womöglich weniger aufgrund seiner Äußerungen – man hatte ihm wohl auch nur zum Teil folgen können – als vielmehr, weil einer der ihren in eine beschämende Situation gebracht worden war; denn zu einem der ihren war Vlad, den zuvor kaum jemand beachtet hatte, durch den Vorfall jählings geworden.

»Wie dem auch sei«, sagte Dr. Hain und durchbrach damit tiefes Schweigen, »lassen wir Englisch in Zukunft außen vor – let's speak German!« Niemand lachte.

Zwar wich der verstörte Ausdruck rasch wieder aus den Gesichtern und bald verflog auch die Stille. Die Veränderung der Atmosphäre blieb indes spürbar. Nur festmachen ließ sie sich nirgends mehr. Nicht an Körperhaltungen und nicht an Blicken. Weder am Sprechrhythmus noch an der Art zu atmen. Auffallend war allerdings, dass der normalerweise äußerst umgängliche Iraker sich beschwerte: Der Text auf der Rückseite einer Kopie stehe auf dem Kopf, so könne man das ja nicht abheften. Tatsächlich war Dr. Hain hier ein Fehler unterlaufen; andererseits war der Vorwurf insofern absurd, als ohnehin fast niemand die Kopien aufbewahrte, geschweige denn abheftete.

Mit einer klebrigen Langsamkeit verstrich die Zeit.

Draußen war es dunkel. Die letzte Unterrichtsstunde lief. »Was würden Sie sich wünschen, wenn es klingelte und ein Pinguin stände vor Ihrer Tür?« Gerade hatte Dr. Hain noch Grammatikregeln an die Tafel geschrieben und sie mit seiner klanglos-kehligem Stimme erläutert. Nichts hatte darauf hingedeutet, dass der Unterricht an diesem Tag – nach den Schwimmbad-Beispielen von vorhin – noch einmal eine derart komödiantische Wendung nehmen würde. Einen Mo-

ment war es so totenstill, dass man sich hätte fragen können, ob vielleicht ein gemeinschaftlicher Wutausbruch die Folge dieser Äußerung sein würde. Dann aber war es eine Eruption von Gelächter. Ein Gelächter, das wie verabredet wirkte in der vollkommenen Gleichzeitigkeit des Lachens der Einzelnen.

»Ach ... hätte ich doch die Sprache der Pinguine gelernt!«, rief eine der Russinnen. »... und nicht Deutsch!«, ergänzte die Aserbaidshanerin. Erneut brach Gelächter los. Die Eritreerin spitzte die Lippen und gab hohe Laute von sich, die der kollektiven Vorstellung von einer Pinguinsprache – der noch wilderen Heiterkeit nach zu urteilen – recht nahe kamen. »Und wenn Sie nachts um zwei von einem Vampir geweckt würden?«, sprach er weiter. »Hätten Sie vielleicht noch einen letzten Wunsch in Ihrem Leben als Mensch?«

»Und was würden Sie sich wünschen, wenn Ihr Kühlschrank brennen würde?«, wandte er sich später noch einmal an den Ukrainer. Diese Frage war leicht zu beantworten, wenn man den Wortschatz höherer Niveaus umschiffte – »Eimer« oder »Feuerlöscher« mussten in der Antwort ja nicht vorkommen. »Ich würde Wasser holen!«, sagte Vlad trotzig. »Gute Entscheidung!«, gab Dr. Hain zur Antwort.

»Und jetzt machen wir eine Auktion!«, rief er direkt in das Abklingen des letzten Lachanfalls hinein. Nun, wo die Stimmung einmal angezogen hatte, durfte keinesfalls Zeit verloren werden, weder dadurch, dass eine an sich unterhaltende Übung überdehnt wurde, noch etwa dadurch, dass der Lehrer Unterlagen hervorkramte oder umständlich an die Tafel schrieb – ein Vakuum, das Gelegenheit gegeben hätte, zu reflektieren, was einem generell am Leben und speziell an diesem Kurs nicht gefiel.

Zunächst sollten die Teilnehmer in Gruppen Sätze notieren.

Schließlich begann die Auktion. »Zur Versteigerung kommt nun dieser prachtvolle Satz, ein kostbares Sammlerobjekt!«, sagte Dr. Hain mit der Theatralik eines Zirkusdirektors. Die Gruppen boten auf Sätze, die sie für richtig hielten. Denn nur für korrekte Sätze gab es am Ende einen Punkt.

Auf dem langen Weg durch den Spätnachmittag hatten Dr. Hains Bewegungen etwas Müdes und Eckiges bekommen; nun agierte er geschmeidig zwischen Lehrertisch und Tafel, federte im Sprechen vor und zurück und gab, nachdem er etwas angeschrieben hatte, den Blick auf das Whiteboard mit einer graziösen Rückwärtsdrehung frei.

»Niemand?«, fragte er mit gut gespielter Verwunderung, als keine der Gruppen ein Gebot abgeben wollte. An der Tafel stand: ›Wenn ich ins Lotto gewinnen hätte, wäre ich Millionär.‹ – »Niemand? Nicht einmal die Gruppe, die den Satz geschrieben hat?« Man kicherte.

»Okay, fünf Euro«, sagte endlich die Serbin, die zu der Gruppe der Urheber gehörte. Dr. Hain hatte jedem Team hundert Euro Spielgeld zugeteilt, mit denen jetzt gehaushaltet werden musste.

»Bietet jemand mehr?«, erkundigte sich Dr. Markward Hain, beendete, nachdem keine weiteren Gebote eingegangen waren, die Versteigerung mit den Worten »Zum Ersten ..., zum Zweiten ..., zum Dritten ...«, wobei er ein gerolltes Papier als Hammer benutzte, und enthüllte zuletzt, dass der Satz falsch war, was die allgemeine Erheiterung auf ein noch höheres Niveau hob und auch bei den Autoren keine Verärgerung, sondern eine Art Schadenfreude sich selbst gegenüber auszulösen schien.

Dr. Hain bat nun die anderen Gruppen um Korrekturvorschläge, vermerkte diese mit Grün, nahm schließlich die endgültige Korrektur mit Rot vor und schrieb in fliegendem Übergang den nächsten Satz ans Whiteboard.

Um die Farbe schnell wechseln zu können, hielt er den Stift, mit dem er gerade schrieb, nur zwischen Daumen und Zeigefinger, während zwei weitere, die Kappen bereits abgezogen, zwischen den übrigen Fingern steckten – was aussah, als rauche er drei Zigarren gleichzeitig. Kein geplantes Manöver war das gewesen; es hatte sich ergeben, aus dem Schwung heraus. Ein Kunststück, das er in anderer Stimmung gar nicht pannenfrei bewältigt hätte.

Am Ende lief ein Zittern durch seine Knie und Schweißperlen standen ihm auf der Stirn, während es draußen, in seltsamem Kontrast dazu, begonnen hatte zu schneien. Aber es war keine Überanstrengung, vielmehr die gesunde Erschöpfung eines Pferdes, das zu lange im Stall gestanden und jetzt endlich Auslauf bekommen hat.

Die Teilnehmer erhoben sich, packten, bewegten sich zum Teil schon auf die Tür zu. Ein Licht schien auf allen Gesichtern zu liegen. Gerade hatte Dr. Markward Hain die Hausaufgaben an die Tafel geschrieben und sich mit guten Wünschen für das Wochenende verabschiedet. Der eine oder andere blieb im Hinausgehen kurz bei ihm stehen, um Fragen zu stellen, zum Lernstoff oder zu Alltagsproblemen wie dem Kauf eines Monatstickets für die öffentlichen Verkehrsmittel. Überschwänglich und mit einer leichten Verbeugung, bei der er die Hand aufs Herz legte, bedankte sich der Iraker für den heutigen Unterricht und wollte dann noch wissen, welche Pläne Dr. Hain für Samstag und Sonntag habe. »So dies und das«, gab der Angesprochene zurück, was von den Umstehenden womöglich wieder nicht restlos verstanden, aber mit fröhlichem Gelächter quittiert wurde, so als sei die Pointe eines Witzes endlich und krachend eingeschlagen.

Der Ukrainer hatte in das Lachen nicht eingestimmt, nickte Dr. Hain im Vorbeigehen jedoch zu, mit einem ernsten, aber nicht unfreundlichen Ausdruck.

Nachdem die Letzten den Raum verlassen hatten, zog Dr. Markward Hain das tiefschwarze, wie gerade erst gekauft wirkende Jackett wieder an, das er während des Unterrichts abgelegt hatte. Er trug immer nur Schwarz, Weiß und Grau. Selbst eine Farbe wie Dunkelblau hätte sich an ihm karnevalesk ausgenommen.

Vor der Sprachschule, an einem der großen Standaschenbecher, rauchte er noch eine Zigarette und ging dann zur U-Bahn. Er lebte weit außerhalb der Stadt in Waidburg, einem kleinen Ort, der sich rühmte, der höchstgelegene in dem Mittelgebirge zu sein, das ihn umgab. Dorthin war er allerdings erst vor zwei Jahren gezogen – zur Verwunderung seiner Tante, der einzigen hier ansässigen Verwandten, die, nicht anders als er, ihr ganzes Leben in der Stadt verbracht hatte. Vielleicht war er nur deshalb nach Waidburg übersiedelt, um Gelegenheit zu haben, gegen das Stadtleben zu polemisieren und zugleich mit feinem Lächeln die Vorteile eines Lebens in Abgeschiedenheit herauszustreichen. Es war dasselbe Lächeln, mit dem er querulantische Kursteilnehmer als »liebenswert«, zwölfstündige Arbeitstage, zu denen man ihn und seine Kollegen mitunter drängte, als »Nagelproben der Lehrkunst« und die Putzfrau des Sprachinstituts als »kooperative Pragmatikerin« bezeichnete – sie pflegte allabendlich Lehrer und Schüler mit den Worten »Schluss jetzt, ich schließ die Schule ab!« aus dem Haus zu treiben.

Er hatte die zur Station führende Treppe noch nicht erreicht, als sein Handy klingelte. »Hallo, Herr Hain, hier ist Haibo!« Haibo ... Haibo ... wer war das und warum sollte er ihm die Nummer seines Mobiltelefons gegeben haben, auf dem etwa dreimal im Jahr jemand anrief? Während Haibo weitersprach, trat Dr. Hain nach und nach das Bild eines sehr jungen, mädchenhaft zarten Chinesen vor Augen, den er vor ungefähr einem Jahr unterrichtet hatte. Offenbar

besuchte er jetzt einen Vorbereitungskurs an der Universität, ein sogenanntes Studienkolleg. Er komme dort zurecht, berichtete er, allerdings werde die Liste ungeklärter Fragen zur deutschen Sprache mit jedem Tag länger. Ob er, sein einstiger, geschätzter Lehrer, ihm helfen könne? – Dr. Hain zögerte. Eigentlich sollte er gar nicht erst damit anfangen, neben seinem ohnehin recht hohen Unterrichtspensum auch noch kostenlose Privatstunden zu geben. Doch dann sagte er: »Kommen Sie am Montag gegen 13 Uhr in die Sprachschule, dann setzen wir uns eine Stunde zusammen ... Und wiederholen Sie jeden Tag die unregelmäßigen Verben, am besten mit Barockmusik ... Studien belegen eindeutig die segensreiche Wirkung etwa von Bach, Händel oder Teleman auf die Gedächtnisleistung ...«

Zwar nannte die Bahn sich U-Bahn, war aber im Grunde eine Straßen- oder Regionalbahn, die oberirdisch fuhr, sobald sie das Stadtzentrum unterquert hatte. Auf einer kontinuierlich leicht ansteigenden Trasse näherte sie sich so dem Mittelgebirge, alle Augenblicke haltend an einer der unzähligen Stationen.

Bald hatte der Zug die Stadtgrenze hinter sich gelassen, fuhr übers offene Feld – von hier aus hätte man bei Tageslicht schon den Wald sehen können –, gelangte dann zu einem Städtchen, durch das er sich, auf einer nun kurvenreichen Strecke, mühsam hindurchwand. Leuchtreklamen zogen vorbei: ARAL, Getränke-Multi, REWE.

Dr. Hain nahm eine Zeitschrift zur Hand, *Les Études philosophiques*, begann zu lesen. Später blickte er auf: Fahl und fremd sein Gesicht in der Fensterscheibe. Die Luft, die hereindrang, wenn die Türen sich an den Stationen öffneten, war kalt und sauber.

Mehr und mehr leerte sich die Bahn. Als sie nach rund einer Stunde Fahrt an der Endhaltestelle ankam, die am

Waldrand lag, saß Dr. Hain allein im Wagen. Auf dem Bahnsteig stellte er fest, dass er sogar im ganzen Zug der einzige Passagier gewesen war.

Die Uhr am Gleis zeigte halb sieben, aber es schien, als sei die Nacht schon lange angebrochen. Still war es, der Wald tief verschneit; es hätte Heiligabend sein können. Ein ewiger Heiliger Abend herrschte hier – zumindest den überwiegenden Teil des Winters hindurch.

Er stieg in einen Bus um, wieder war er der einzige Fahrgast. Die Straße stieg steil an, machte einige Spitzkehren; die hohen Nadelbäume entlang der Strecke sahen aus wie halb ertrunken im Schnee. Tief im Wald, bei einem Hotel-Restaurant, verringerte der Bus sein Tempo, wendete, hielt schließlich – in einigen Minuten würde er von hier aus zurück zur Endstation der U-Bahn fahren. Dr. Hain stieg aus.

Für den Busfahrer, der ihm mit versteinerner Miene hinterhersah, musste es ein befremdlicher Anblick sein, wie Dr. Hain, ein gediegen gekleideter Herr mit auffallend städtischem, spiegelblankem Schuhwerk, eilig die Straße überquerte und im winterlichen Forst verschwand.

Er legte zunächst allerdings nur wenige Meter zurück. Dann machte er Halt bei einem hölzernen Unterstand, entnahm seiner voluminösen Aktentasche ein Paar Gamaschen, außerdem ein zweites Paar Schuhe – städtisch elegant ebenfalls, aber versehen mit einer Profilsohle und gefertigt aus robusterem Leder.

Wenig später setzte er seine Wanderung durch den Schnee – hier von Langläufern und Spaziergängern etwas heruntergetreten – mit nun gut geschützten Füßen und Hosenbeinen fort. Öffentliche Verkehrsmittel führen seinen Wohnort nicht an, ein Auto besaß er nicht. Er pfiff ein georgisches Volkslied, das ihn einer seiner Schüler gelehrt hatte. Wer ›Format‹ hatte, den konnten solche kleinen Widrig-

keiten des Alltagslebens nicht beirren – einem weltanschaulichen Todesurteil kam es dagegen gleich, von jemand sagen zu müssen, er habe ›kein Format‹.

Nach knapp zwanzig Minuten lichtete sich der Wald und Dr. Hain passierte das Ortsschild. Waidburg lag zwischen zwei Anhöhen: auf einer stand eine Burgruine, auf der anderen eine Kapelle. Die meisten Häuser des Ortes waren klein und machten einen ärmlichen Eindruck; viele hatten eine mit Dachziegeln oder Holz verkleidete Wetterseite, als Schutz gegen die vergleichsweise harten Winter. Ansehnlicher waren die wuchtige, katholische Kirche, das Pfarramt und ein Schlösschen, kaum größer als ein Einfamilienhaus – das sogenannte Palais. Dieses stammte aus dem 18. Jahrhundert und ging noch auf das mittlerweile ausgestorbene Adelsgeschlecht zurück, das einst auch die Burg erbaut hatte.

Dr. Hain war zu dem zweistöckigen Haus gelangt, in dem er eine Wohnung gemietet hatte. Außer ihm lebten dort nur der Vermieter, dessen Frau und eine verwitwete, etwa sechzigjährige Italienerin, mit der Dr. Hain bei ihren seltenen Begegnungen manchmal ein paar Worte wechselte. Meist ging es dabei um das Wetter oder kleine Veränderungen im Ort.

Die Wohnung lag im Hochparterre. Gleich nach Betreten des Hauses schloss er rechterhand eine Tür auf, überschritt die Schwelle und war damit schon außerhalb des Hausflurs und innerhalb seiner Wohnung. Eine kurze, steile Treppe führte hinauf zu einer zweiten Tür und zur Wohnung im engeren Sinne, die also, wenn man so wollte, ein eigenes kleines Treppenhaus hatte. Rechts der Treppe ließen sich Dinge in Wandschränken verstauen, während sich links, auf Höhe der Wohnräume, zwei Fenster befanden, durch die man – wozu auch immer – von drinnen ins Treppenhaus lugen konnte und umgekehrt.

Winzig war die Wohnung und hatte einen absonder-

lichen, dreieckigen Grundriss. Oft fragte sich Dr. Hain, was hier früher gewesen sein mochte. Es war schwer vorstellbar, dass man diesen Teil des Hauses von vorneherein als Wohnung geplant hatte; er wirkte wie ein Relikt aus alten Zeiten, vorgesehen für Verrichtungen, von denen der heutige Mensch weder etwas ahnte noch verstand.

Ihm gefiel das Leben auf kleinstem Raum und gegen den bürgerlichen Hang zur Bequemlichkeit ließ sich – ebenso wie, seit einigen Monaten, gegen das traurige Dasein der Städter – so herrlich vom Leder ziehen; wobei er das bourgeoise Komfortstreben eher im Geheimen befehdete: Ohne Not hätte er nicht zugelassen, dass ein Ortsbewohner seine Behausung betrat. Die Mehrheit der Waidburger überschätzte seine Bedeutung in der Welt – einige, wie der Feinkosthändler Steinkopf, sprachen ihn sogar mit »Herr Doktor« an – und es konnte nicht in seinem Interesse liegen, dass sich das änderte.

Eine wesentlich größere Wohnung hätte er sich andererseits auch nicht leisten können. Wie alle seine Kollegen war er auf Honorarbasis tätig, genauer gesagt: auf Basis eines äußerst dürftigen Honorars – einem Gerücht zufolge verdiente die Putzfrau mehr als die Lehrkräfte. Zudem kam es häufig vor, dass Kurse mangels Teilnehmern nicht stattfanden und sich seine Einkünfte dadurch mit einem Schlag drastisch verringerten. Und natürlich konnte der Fall eintreten, dass überhaupt kein Geld mehr floss. Dann musste er seine bescheidenen Ersparnisse angreifen oder sich bei anderen Einrichtungen um Aufträge bemühen, die oft noch schlechter bezahlt waren. – Dem Wissenschaftsbetrieb, den er bei jeder Gelegenheit als »einzige Vetternwirtschaft« verdammte, hatte er den Rücken gekehrt. Seltsam zu denken, dass er einmal Assistent bei Professor Nedopil gewesen war, einer Koryphäe auf dem Gebiet der Existenzphilosophie.

Da die Wohnung keinen Flur hatte, gelangte man durch

die eigentliche Eingangstür direkt in den ersten Raum: Hier standen Bücherregale, ziehharmonikaartig – in spitzen Winkeln zueinander – angeordnet, um Platz zu sparen; außerdem das Bett.

Er trat in die Stehküche, die gleichzeitig der Durchgang zum Bad war, öffnete eine goldglänzende Dose Corned Beef, schnitt eine Scheibe davon ab, legte sie auf ein Stück Brot. Während der Arbeitszeit aß er nie. Den unwürdigen, geradezu unerträglichen Anblick eines essenden Dozenten wollte er nicht bieten, ein Bild, das die Gedanken sofort vom Lernen abzog, indem es Triebgebundenheit offenbarte.

Er schlang noch ein Stück trocken gewordenen Marmorkuchen hinunter, dann hängte er den Mantel an einen Haken neben die Wohnungstür. Auch das Jackett legte er ab, eine knapp geschnittene Anzugweste und Hemdsärmel aus einer feinen, schimmernden, weißen Baumwolle kamen zum Vorschein.

Durch eines der Fenster sah er kurz ins Treppenhaus und fühlte sich, wie immer, ausgesprochen beruhigt: zwei Türen, eine oberhalb und eine unterhalb der Treppe, zwei Türen mit sogar noch einer Menge Luft dazwischen; ein verlässlicher Schutz gegen die Zumutungen der Welt.

Drei Schritte und er stand im leersten und ordentlichsten Zimmer der Wohnung, dessen Fenster auf die Straße hinausging. Es war für ›Studien‹ reserviert. In einer Hinsicht hatten die Kursausfälle ihr Gutes: Er gewann dadurch Zeit, sich der Wissenschaft zu widmen.

Dr. Hain schaltete den Computer ein und rief eine Datenbank auf, in der es verschiedene Kategorien gab; unter anderem ›Zitate‹ – untergliedert nach Autorennamen wie Wittgenstein, Kierkegaard oder Stirner –, ›Essay-Entwürfe‹ und ›Journal‹. ›Journal‹ – das klang weniger mädchen- und poesiealbenhaft als ›Tagebuch‹; ein Journal zu führen stand einem Mann auf der Höhe seiner Jahre gut zu Gesicht; der

Begriff, fand er, übertraf selbst ›Logbuch‹ noch an Sachlichkeit, denn bei Letzterem konnten einem ja durchaus auch verzweifelte Ergüsse in den Sinn kommen, niedergeschrieben bei sinkendem Schiff.

2. Dezember 2012 – Am frühen Morgen Fodor gelesen. Seine Ausführungen über das ›Mentalesische‹ (›Mentalese‹). Gibt es eine Sprache des Geistes? (Interessant: Menschen, Tiere, Computer werden gleichermaßen als ›device‹ bezeichnet.) – Später Abwehr einer ›Rebellion‹. Die Kursteilnehmer sind Kinder: kindlich gut und kindlich böse; kindlich vergesslich auch – dass sie aufgebracht waren, kann ihnen kurz darauf schon wieder entfallen sein.

Er öffnete das Fenster, löschte auf dem Weg in das hintere Zimmer alle Lampen und setzte sich auf die Bettkante. Nur von der Straße her stahl sich ein wenig Licht in den Raum. Wenn er sich darauf konzentrierte, hörte er, wie es draußen schneite: Flocken, die auf eine schon dicke Schicht fielen. Und einmal ein Geräusch – vernehmbarer, aber auch sehr gedämpft – wie von einem zu Boden gleitenden, schweren Gewand: Schnee, der von einem Dach rutschte. Dieses Verweilen im Dunkeln – ein allabendliches Zeremoniell, bei dem es wichtig war, nichts zu tun, als zu sitzen – nannte er ›der Stille standhalten‹. Eine wertvolle Übung.

»So!«, sagte er schließlich.

Wenn man es sprach wie er, mit stark gedehntem ›o‹, schien es ein akustisch raumgreifendes Wort zu sein, lange Zeit hörbar, bis es zuletzt, mit einem leichten Schnarren, in den Tiefen seines Rachens erstarb.

»So!«, sagte er auch, wenn er vom Lehrerzimmer aufbrach, beladen mit CD-Player, Kursordner und Büchern; oder wenn er morgens den letzten Knopf seiner Anzugweste schloss, Gipfelpunkt eines unendlich aufwendigen, unendlich genussreichen Ankleiderituals.

Mit diesem einen Wort ›so‹ kam man schon ziemlich weit.

Er ließ, wie jeden Abend, das Fenster geöffnet, als er zu Bett ging. Bei offenem Fenster zu schlafen, legte er auch anderen aufs Eindringlichste nahe; fast befahl er es ihnen – wenn auch mit vergnügtem Lächeln.

Gut eingepackt im Bett liegend, wurde er erst gegen 5 Uhr früh von einem eisigen Luftzug geweckt. Er stand auf und schloss das Fenster. Um sechs holte ihn der Wecker erneut aus dem Schlaf.

2

Vor der Bäckerei unweit der Sprachschule stand Dr. Markward Hain, rauchte und trank Kaffee.

Neben ihm, auf einer zweispurigen Straße, strömte der Feierabendverkehr; es roch nach Abgasen. Zurück zur Sprachschule zu gelangen, auf die andere Seite der Fahrbahn, war zu dieser Uhrzeit nur möglich, wenn man die Unterführung benutzte oder den Umweg bis zur Ampel nicht scheute und dann noch die unmenschliche Geduld aufbrachte, deren lange Rotphasen abzuwarten. Schräg gegenüber befand sich ein festungsartiges Gebäude aus der Gründerzeit, mehrere Hausnummern breit.

Er stand da – an einem für Raucher vorgesehenen Stehtisch –, reglos bis auf die Bewegungen, mit denen er Kaffeetasse und Zigarette manövrierte. Reglos auch sein bleiches Gesicht; nur dass sich darin schon der kleine, auffallend rote Mund in Bereitschaft zu halten schien: zum Lächeln, Sprechen, ironischen Sich-Schnörkeln.

Nicht lange, und sein Kollege Hüttenberger kam aus der Unterführung. Hartmut Hüttenberger war sicher nicht älter als vierzig und trotzdem fast weißhaarig; Dr. Hain hatte jedoch den Eindruck, dieser Kontrast unterstreiche seine